



GOTTESDIENST

zuhause - mit allen verbunden durch Gottes Geist

Dreizehnter Sonntag nach Trinitatis

6. September 2020

ERÖFFNUNG

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Amen.

Christus spricht: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. (Matthäus 25,40b)

Der heutige 13. Sonntag nach Trinitatis wird manchmal auch „Diakonie-Sonntag“ genannt. Er verweist uns auf das Doppelgebot der Liebe. Die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten sind in der Tat untrennbar, gleichsam zwei Seiten einer Medaille. Darum gehören Verkündigung und Diakonie zu den elementaren Aufgaben der Kirche.

PSALM 112

Halleluja! Wohl dem, der den Herrn fürchtet,
der große Freude hat an seinen Geboten!

Sein Geschlecht wird gewaltig sein im Lande;
die Kinder der Frommen werden gesegnet sein.

Reichtum und Fülle wird in ihrem Hause sein,
und ihre Gerechtigkeit bleibt ewiglich.

Den Frommen geht das Licht auf in der Finsternis,
gnädig, barmherzig und gerecht.

Wohl dem, der barmherzig ist und gerne leiht
und das Seine tut, wie es recht ist!

Denn er wird niemals wanken;
der Gerechte wird nimmermehr vergessen.

Vor schlimmer Kunde fürchtet er sich nicht;
sein Herz hofft unverzagt auf den Herrn.

Sein Herz ist getrost und fürchtet sich nicht,
bis er auf seine Feinde herabsieht.

Er streut aus und gibt den Armen; /
seine Gerechtigkeit bleibt ewiglich.
Sein Horn wird erhöht mit Ehren.

Der Frevler wird's sehen und es wird ihn verdrießen; /
mit den Zähnen wird er knirschen und vergehen.
Denn was die Frevler wollen, das wird zunichte.

EVANGELIUM

bei Lukas im 10. Kapitel

Ein Gesetzeslehrer stand auf, versuchte Jesus und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Er antwortete und sprach: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst«. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben.

Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.

Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen! Lukas 10,25-37

LIED

Evangelisches Gesangbuch Nr. 412

1. So jemand spricht: »Ich liebe Gott«, und hasst doch seine Brüder, der treibt mit Gottes Wahrheit Spott und reißt sie ganz darnieder. Gott ist die Lieb und will, dass ich den Nächsten liebe gleich als mich.

2. Wer dieser Erde Güter hat und sieht die Brüder leiden und macht die Hungrigen nicht satt, lässt Nackende nicht kleiden, der ist ein Feind der ersten Pflicht und hat die Liebe Gottes nicht.
4. Wir haben einen Gott und Herrn, sind eines Leibes Glieder, drum diene deinem Nächsten gern, denn wir sind alle Brüder. Gott schuf die Welt nicht bloß für mich, mein Nächster ist sein Kind wie ich.
7. Was ich den Armen hier getan, dem Kleinsten auch von diesen, das sieht er, mein Erlöser, an, als hätt ich's ihm erwiesen. Und ich, ich sollt ein Mensch noch sein und Gott in Brüdern nicht erfreun?

Text: Christian Fürchtegott Gellert 1757 | Melodie: Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt

PREDIGT

über Apostelgeschichte 6,1-7

Von den Anfängen der christlichen Kirche haben wir zumeist ideale Vorstellungen. Die Zahl der Gläubigen war zwar noch gering, aber dafür waren die ersten Christen voller Glaubenseifer und missionarischer Kraft. Einer half dem anderen. Die Christen standen füreinander ein und waren ein Herz und eine Seele. Die Urkirche – ja, das waren noch Zeiten!

Im Vergleich dazu scheint die Gegenwart eher trist. Das gesellschaftliche Ansehen der Kirche schwindet. Die Mitgliederzahlen befinden sich im Sturzflug. Die Kirchensteuereinnahmen gehen zurück. Sorgen bereiten aber nicht nur die äußeren Rahmenbedingungen, sondern auch das Innenleben der Gemeinden. Abseits der bunten Kirchentage ist von Dynamik und Aufbruch meist nur wenig zu spüren. Das Feuer des Glaubens brennt nicht, es glimmt allenfalls vor sich hin. Da überrascht es nicht, dass sich manche Gläubige nach den Anfängen der Kirche zurücksehnen, als alles vermeintlich so viel besser war als heute.

Aber stimmt diese Einschätzung wirklich? Damals alles Gold, heute alles Blech? Ich habe da so meine Zweifel. Wenn man das Neue Testament aufmerksam liest, merkt man sehr schnell, dass von einer goldenen Frühzeit des Christentums gar nicht die Rede sein kann. Gewiss wohnte, um mit Hermann Hesse zu sprechen, dem Anfang ein gewisser Zauber inne. Aber dieser Zauber verflog sehr rasch und machte handfesten Herausforderungen Platz. So stimmt es zum Beispiel nicht, dass die Atmosphäre innerhalb der Gemeinden nur von gegenseitiger Aufmerksamkeit und Fürsorge geprägt war. Bereits in

der Urgemeinde von Jerusalem brachen recht schnell erste Konflikte auf. Einen Eindruck davon vermittelt uns ein Abschnitt aus dem sechsten Kapitel der Apostelgeschichte des Lukas.

Als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung. Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und zu Tische dienen. Darum, liebe Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind, die wollen wir bestellen zu diesem Dienst. Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.

Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Proselyten aus Antiochia. Diese stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten ihnen die Hände auf. Und das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

Um den Konflikt, den Lukas hier beschreibt, einordnen zu können, müssen wir uns Folgendes vor Augen halten: Anfänglich ist das Christentum noch keine eigene Religion, sondern ein Zweig des antiken Judentums. Und ebenso wie das Judentum ist auch das junge Christentum kein einheitliches Gebilde. In den Synagogengemeinden wie auch in der Christengemeinde gibt es uransässige Juden, die Hebräisch bzw. Aramäisch sprechen. Und es gibt andere Gläubige, die sich auf Griechisch verständigen, der Sprache des Mittelmeerraumes. Zu dieser Gruppe der Hellenisten gehören zum Beispiel Händler und Gelehrte und nicht zuletzt auch alte Männer und Frauen, die ihr Leben lang in Kleinasien oder Griechenland als Juden gelebt haben und nun kurz vor ihrem Tod in das Land ihrer Vorfahren zurückgekehrt sind, um dort ihre letzte Ruhestätte zu finden. Diese „Griechen“, wie ich sie der Einfachheit halber nennen möchte, haben nicht nur eine andere Sprache, sondern pflegen auch andere Umgangsformen und Lebensgewohnheiten als die „Hebräer“. Mit dem aufwändigen Tempel- und Opferkult in Jerusalem haben sie wenig im Sinn. Dementsprechend sind sie bei den Hebräern nicht gerade beliebt.

Dieser jüdische Sprach- und Kulturkonflikt holt recht bald auch die junge Christengemeinde ein. Es ist alles andere als zufällig, dass er sich am Unter-

halt für die griechischen Witwen entzündet. Denn von ihnen gibt es in Jerusalem überdurchschnittlich viele. Anders als heute müssen sie ohne Rentenanspruch und Altersversorgung zurechtkommen. Oft sind sie auf Almosen angewiesen. Für die Christengemeinde ist die Witwenfürsorge eigentlich Ehrensache. Aber immer wieder gehen einige Witwen leer aus und zwar stets die griechischen. Das bringt die Hellenisten auf die Palme. Eine Gemeindeversammlung wird abgehalten, aus der heraus ein siebenköpfiges Gremium gebildet wird. Alle sieben tragen griechische Namen. Diese sieben Griechen sollen künftig die Armenversorgung regeln, damit sich die hebräischen Apostel auf die Verkündigung konzentrieren können. Denn der Verkündigungsauftrag erscheint zu wichtig, als dass er sich mit anderen Aufgaben vereinbaren ließe. Nebenbei bemerkt: Dass die griechischen Diakone nicht zuletzt auch ein kirchenpolitisches Gegengewicht zu den hebräischen Aposteln bilden sollen, liegt auf der Hand. Am Ende jedenfalls sind alle Beteiligten zufrieden. Der Interessenkonflikt ist gelöst.

Nun gelingt es leider nicht immer und überall, dass sich Interessenkonflikte gütlich beilegen lassen. Wir erleben wieder einmal, dass Interessen und Positionen unversöhnlich aufeinanderprallen. Zehntausende haben am vergangenen Wochenende in Berlin gegen die Corona-Auflagen demonstriert. Die meisten Demonstranten, darunter auch Familien mit Kindern, verhielten sich friedlich. Mitunter eskalierte die Lage jedoch, weil Rechtsextreme und sogenannte Reichsbürger sie für gezielte Provokationen nutzten, bis hin zu tätlichen Angriffen auf Polizisten und zu dem Versuch, den Reichstag zu stürmen. Hunderte von Festnahmen waren die Folge.

Die Ereignisse von Berlin bilden aber nur die Spitze des Eisbergs. Bei einer Veranstaltung in Bergisch-Gladbach wurde Gesundheitsminister Jens Spahn von Corona-Gegnern angepöbelt und angespuckt. In Bottrop gab es wütende Pfeifkonzerte und Sprechchöre gegen ihn. Streiten, so meine ich, muss in einer Demokratie erlaubt sein, ja, es ist sogar notwendig. Aber dazu gehört immer auch eine gewisse Streit-Kultur, die beim Ringen um zukunftsfähige Lösungen den Andersdenkenden achtet und respektiert. Diese Kultur droht zunehmend verloren zu gehen. Und das ist eine sehr bedenkliche Entwicklung.

Gerade vor diesem Hintergrund hoffe ich, dass unserer Kirche solche Grabenkämpfe erspart bleiben, auch wenn es in ihr ebenfalls sehr unterschiedliche Meinungen über ihre zukünftige Ausrichtung und Gestalt gibt. Erst kürzlich

hat die Evangelische Kirche in Deutschland ein strittiges Positionspapier herausgebracht. Von einem reformfreudigen Zukunftsteam, dem unter anderem der Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm und die Präses der Synode Irmgard Schwaetzer angehören, wurden elf Leitsätze formuliert, wie Kirche mit schwindender Bindungskraft und schrumpfenden Ressourcen gestaltet werden kann.

In dem Papier ist immer wieder von Sprachfähigkeit und Dialog die Rede. Zu den Stichworten „Frömmigkeit“ und „Mission“ jedoch hat das Papier überraschend wenig zu sagen. Stattdessen wird angeregt, die alten Strukturen von Ortsgemeinden aufzulösen zugunsten eines, wie es heißt, „dynamischen und vielgestaltigen Miteinanders wechselseitiger Ergänzung“. Außerdem sei die Bedeutung des traditionellen Sonntagsgottesdienstes „in Relation zu setzen zu den vielen gelingenden Alternativen gottesdienstlicher Feiern“.

Das Papier wird die Synode der EKD in zwei Monaten beschäftigen. Dabei dürfte es aller Voraussicht nach hoch hergehen. Zugegeben: Auch ich stehe dem Papier kritisch gegen. Folgt man seinem Tenor, dann könnten in der Tat viele Ortskirchengemeinden und Sonntagsgottesdienste bald Vergangenheit sein. Dabei ist das Bedürfnis nach Religion in unserer Gesellschaft nach wie vor vorhanden, und sei es auch noch so diffus.

Ich erinnere mich an einen Eintrag in einem Buch, in das Besucherinnen und Besucher einer Kirche ihre Gedanken und Sorgen hineinschreiben können: „Nächste Woche werde ich operiert. Und ich habe Angst. Mein Opa hat mir geraten, doch mal beim lieben Gott anzuklopfen. Ich weiß zwar nicht, was ich von Kirche, Glauben und Gott halten soll. Aber jetzt sitze ich hier und warte, was passiert. Irgendwie ist es schon gut, dass es einen Ort wie diesen hier gibt.“

Das Bedürfnis nach Religion, nach Trost und Halt im Glauben existiert nach wie vor. Darum sind unsere Kirchen und Kapellen vor Ort so wichtig. Darum ist, möchte ich ergänzen, auch die Verkündigung so wichtig. Neben der Diakonie bildet sie die zentrale Säule allen kirchlichen Tuns. Das lehrt schon der alte Bericht aus der Apostelgeschichte des Lukas. Deshalb sollte man die Kirche meiner Meinung nach im wahrsten Sinne des Wortes im Dorf lassen. Kirche muss nahe bei den Menschen sein, so wie Christus nahe bei den Menschen war. Wo immer sie von ihm spricht und in seinem Namen liebt und handelt, da erfüllt sie seinen Willen.

FÜRBITTGEBET

Liebevoller Gott, in Jesus Christus hast du dich der Menschen angenommen.
Durch ihn bitten wir dich:

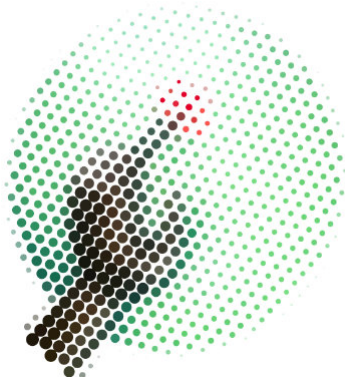
Hilf uns, unser ganzes Leben am Maßstab der Liebe auszurichten.
Ermutige alle, die sich für einen gerechten Ausgleich zwischen armen und reichen Ländern einsetzen.
Steh denen bei, die unter schwierigen Bedingungen leben müssen.
Erfülle uns mit der Liebe, dass wir barmherzig miteinander umgehen.
Hilf unseren Kranken, an der Hoffnung festzuhalten.

Gütiger Gott, hilf uns, die Liebe weiterzugeben, mit der wir geliebt werden.
Darum bitten wir durch ihn, Christus, unseren Herrn.

VATERUNSER

SEGEN

Gott segne uns und behüte uns.
Gott lasse sein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig.
Gott erhebe sein Angesicht auf uns und gebe uns Frieden.
Amen.



**Evang.-Luth. Kirchengemeinde
Würzburg – Thomaskirche**

Schiestlstraße 54 | 97080 Würzburg
Telefon (09 31) 2 25 18
pfarramt.thomaskirche.wue@elkb.de
www.wuerzburg-thomaskirche.de